



Thilo Thielke

Philippinen

Unterwegs im Land der 7000 Inseln



Brandes & Apsel

Thilo Thielke
Philippinen



Seit 1993 hält sich *Spiegel*-Reporter Thielke immer wieder auf den Philippinen auf. Seine Reisen führen ihn von der Metropole Manila über die Inselgruppen Luzon im Norden, die Visayas in der Mitte und Mindanao im Süden. Er trifft die exzentrische Imelda Marcos und ihren Sohn, den erfolgreichen Politiker Bongbong, verbringt einige Tage mit dem Boxchampion Manny Pacquiao. Er erzählt vom Überlebenskampf der Müllmenschen von Pier 18, von Reisforschern und Moslemrebelln, von Umweltschützern und Friedenskämpfern.

Thielke versteht es, die wechselvolle Geschichte der Filipinos lebendig zu machen. Seine Berichte über aktuelle Politik, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft sind präzise; seine Beobachtungen über den Alltag wecken Sympathie für die Lebensweise der Filipinos. Er kommt den Menschen nahe: den kleinen Leuten auf der Straße genauso wie den Großen in Politik, Wirtschaft und Sport.

Man folgt ihm gern auf seinen Routen durch das Land und beginnt zu begreifen, warum die Philippinen den Reporter begeistern.

Thilo Thielke, Jahrgang 1968, ist seit 2008 Südostasien-Korrespondent des *Spiegel* mit Sitz in Bangkok. Von 2003 bis 2008 war er Korrespondent in Nairobi, davor Redakteur beim *Spiegel* und bei *Spiegel TV* in Hamburg. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, darunter *Traumfußball. Reportagen aus Afrika*. Bei Brandes & Apsel: *Kenia. Reportagen aus dem Inneren eines zerrissenen Landes*.

Thilo Thielke

Philippinen

*Unterwegs
im Land der 7000 Inseln*

Brandes & Apsel

Sie finden unser Gesamtverzeichnis mit aktuellen Informationen
im Internet unter: www.brandes-apsel-verlag.de
Wenn Sie unser Gesamtverzeichnis in gedruckter Form wünschen,
senden Sie uns eine E-Mail an: info@brandes-apsel.de
oder eine Postkarte an:
Brandes & Apsel Verlag, Scheidswaldstr. 22,
60385 Frankfurt a. M., Germany

1. Auflage 2014 (E-Book)

1. Auflage 2011 (gedrucktes Buch)

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und
Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der
öffentliche Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und
Multimedia sowie der Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder
im Internet zur Nutzung durch Dritte.

© für alle Fotos: Thilo Thielke, Bangkok

© Autorenfoto: Charmaine Deogracias, Manila

Lektorat: Cornelia Wilß, Frankfurt a. M.

Umschlag: Angelika Fritsch, Kommunikationsdesign, Frankfurt a. M.

DTP: Franziska Gumprecht, Brandes & Apsel Verlag Frankfurt a. M.

Infografiken: U2, S. 71, S. 78, Stefanie Weber/Infotext, Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar

ISBN 978-3-95558-106-0 (E-Book)

ISBN 978-3-86099-711-6 (gedrucktes Buch)

Inhalt

<i>Vorwort</i>	7
<i>Die Philippinen – eine Standortbestimmung</i>	11

I Von Entdeckern, Eroberern und religiösen Eiferern

Kraushaarige Zwerge und Jungmalaien erobern den Zaubergarten	47
Mohammed bei den Molukkern – Die Islamisierung weiter Teile Südostasiens	52
Vorstoß nach Osten – die Reisen von Vasco da Gama und Magellan	64
Die Spanier	92
Die Amerikaner	100

II Von Politikern, Popen, Boxern und Provinzcaudillos

Besuch bei der alten Dame	121
Die Menschen von Pier 18 und Doktor Reis aus Jena	133
Das Schuhmuseum	143
Das rollende Klassenzimmer – von großen und kleinen Helden	148
Die Mangyanen	153
Der Exorzist	161
»Die Erde bebt, der Berg speit Feuer«	166
Haxe im Wunderland	175
Die Waffenschmiede	183
»Kurz, schnell, gnadenlos« – der Boxer Manny Pacquiao	186
Rambos und Rebellen	193
Menschliche Schutzschilde – der Mord an den Journalisten	200

III Anhang

Nützliche Seiten im Internet	207
Glossar und Abkürzungen	208
Literatur	214

Vorwort

1992 besuchte ich die Philippinen zum ersten Mal. Der *Mount Mayon*, einer der schönsten, aber auch gefährlichsten Vulkane der Erde war kurz zuvor ausgebrochen, und mein damaliger Chefredakteur Stefan Aust schickte mich gemeinsam mit einem Kamerateam los, um die Reaktionen vor Ort einzufangen. Obwohl wir schreckliche Dinge zu Gesicht bekamen, hat mich die Inselwelt damals verzaubert. Genauer: diese Mischung aus der Naturgewalt des Mayons, einer affektierten Diva in Gestalt der Imelda Marcos, die zwischen den Ruinen herumirrte, und der Tapferkeit und Freundlichkeit seiner Bewohner, die eine nur selten sonstwo anzutreffende Überlebenskunst entwickeln, zugleich aber eine gewisse Leichtigkeit nicht verlieren.

Manchmal trägt der erste Eindruck, bei mir hat er sich eher verstärkt. Seit einigen Jahren bin ich jetzt als Südostasiakorrespondent des *Spiegel* tätig. Obwohl ich in Bangkok lebe, gehören die Philippinen zu den Ländern, die ich am meisten bereist habe. Und nie habe ich eine Reise bereut. Ob in den Rebellen camps von Mindanao oder den Waffenschmieden von Danao, ob bei den Flagellanten in Cutod oder den Bayern-München-Fans auf Boracay – die Philippinen sind für mich immer schillernd bunt, aufregend, auch schaurig-schön, aber nie grau und nie langweilig. Und so soll es bleiben. Schrieb nicht schon der deutsche Ethnologe Fedor Jagor in seinem 1873 erschienenen Klassiker *Reisen in den Philippinen*:

In diesen abgelegenen, von der Natur so reich ausgestatteten Inseln, wo der Druck von oben, der innere Trieb und jede äussere Anregung fehlte, hat sich das behagliche Leben bei geringen Bedürfnissen in voller Breite entfalten können. Von allen Ländern der Welt mögen die Philippinen wohl den Anforderungen an ein Schlaraffenland am meisten entsprechen.

Jagor überschrieb diese Bemerkungen übrigens mit „Die Bequemlichkeit des Lebens“, und man merkt seinen Beobachtungen eine gewisse Sympathie durchaus an. Überall entdeckt er Menschen, deren „Dienst hauptsächlich in Nichtsthun besteht“, und der Preuße muss etwas neidisch notieren:

Die Luft ist so gleichmässig warm, dass man mit Ausnahme eines Sonnenhutes und leichter Schuhe alle Kleider entbehren könnte. Übernachtet man im Freien, so ist aus Palmen- oder Farnwedeln in kürzester Zeit eine Hütte gebaut.

Bleiben die Philippinen also für ewig gefangen – zum Müßigang und Stillstand geradezu verdammt? Verurteilt, der Welt als tropisch-pittoreskes Gemälde aus Slums, Gewalt und katholischer Frömmerei zu dienen? Die Philippinen haben immer wieder hervorragende europäische Autoren inspiriert, unter ihnen Bodo Kirchoff, Alex Garland oder James Hamilton-Petersen. Ihnen sind wunderbare Werke gelungen, und doch bedienen sie sich fast immer der gleichen Kulisse:

Die Aura, mit der sich Manila umgab, hatte etwas leichenhaft Schimmern-des im baudelaireischen Sinne: existentiell exotisch, moralisch exotisch, die Beine durch den Druck der eigenen Verwesung hoch in die Luft gereckt, »comme une femme lubrique«. (*Hamilton-Paterson*)

Auf unseren Inseln wurde seit vierhundert Jahren nichts mehr erfunden, nicht einmal Foltermethoden. Wir äffen nach oder kaufen. Doch was bringt uns das Ausland? Ein paar Devisen, viel Sperma und etwas Belehrung in Demokratie. (*Kirchoff*).

Die Hitze tropfte wie Sirup von der Sonne. (*Garland*)

Das eigentliche Problem besteht darin, dass die Menschen in diesem Land täglich Kreuzigungen über sich ergehen lassen müssen, dass sie durch Armut, Korruption, schamlose Betrüger und brutale Behörden ans Kreuz geschlagen werden. (*Hamilton-Paterson*).

Soldaten morden, Rebellen morden, Kinder morden. (*Kirchoff*)

Der über und über mit Scheiße bedeckte Weiße lockte seine Verfolger von den Slums in ein wohlhabenderes Viertel. (*Garland*)

Unsere Sonne kann einen umbringen. (*Kirchoff*)

Normalerweise kommt das Skelett unmarkiert heraus, weiß glänzend, das solide Gerippe eines Mannes, der noch vor vier Tagen in der Stadt herumspazierte, Witze riß und Fehler beging, wie beispielsweise in einen Streifenwagen der Polizei zu geraten. (*Hamilton-Paterson*)

An der Stelle, wo sich die Blutblase gebildet hatte, waren Don Pepes Lippen rot und trocken. Seine Augen waren gebrochen, seine Finger zu Klauen verkrümmt. (*Garland*)

Eine einzige Frage beschäftigte ihn: Hatte dieser Reisende hier ein Ziel, oder war er nichts weiter als ein verirrter Tourist auf einer Insel mit Mord und Totschlag. (*Kirchhoff*)

Die reinste Komödie. Manchmal könnte man meinen, man wäre in Afrika. (*Hamilton-Paterson*)

So entsteht ein morbides Stilleben mit korrupten Bullen, wuchernden Barackensiedlungen und schwitzenden Priestern; dann und wann tauchen Nutten und Rebellen und natürlich Imelda Marcos auf, von der man bald nicht mehr weiß, ob sie noch aus Fleisch und Blut ist oder bereits ein reines Phantasieprodukt. So gut passt sie in dieses Vexierbild, das so unverkennbar lateinamerikanische Spuren aufweist. Und vielleicht hängen wir ja auch deshalb so daran, weil das Original unsere Sehnsucht nach der schwülstig-gewalttätigen Operette nicht mehr so recht zu stillen vermag, seit General Stroessner und Pinochet ausgeschieden sind, die Brasilianer in der Weltwirtschaft mitmischen, statt sich damit zu begnügen, immer nur schokobraune Kaffeepflücker oder krummbeinige Fußballgenies zu sein. Und es sich erwies, dass die Sandinisten aus Nicaragua zu Salonkommunisten verkommen und nicht nur glutäugige Guerilleros waren.

In Chile dämmt heute Margot Honecker etwas bieder ihrem Ende entgegen. Nur auf den Philippinen wird die uralte, betörende Seifenoper immer weitergespielt. Da kandidiert die gierige und einst so schöne Hauptdarstellerin Imelda, nachdem man sie weiland mitsamt Mann und Klan nach Hawaii gejagt hatte, wieder für politische Ämter, während ihre gigantische Schuhsammlung mittlerweile im Museum gelandet ist. Die Leiche ihres verblichenen Gatten hingegen wartet seit mehr als zwanzig Jahren tiefgekühlt darauf, auf dem Heldenfriedhof beigelegt zu werden. Waffenstarrende Moslem-Rebellen entführen in der Zwischenzeit eine Lehrerfamilien aus Göttingen, verschleppen sie auf eine Südseeinsel und führen sie der Weltöffentlichkeit vor, während die Privatarmee einer größenwahnsinnigen Großgrundbesitzerfamilie wahllos Journalisten erschießt. Kommunistische Rebellen beäugen das sonderbare Treiben von ihren Stützpunkten in den Bergen. Sie warten immer noch auf die Weltrevolution. Aber da gibt es ja noch Manny

Pacquiao, den erfolgreichsten Boxer der Welt, der uns überall im Land zehntausendfach von Reklametafeln entgegenlächelt; der kommt aus ärmlichen Verhältnissen, stammt selbst aus der Unruheprovinz und soll jetzt schlichten. Wird ihm das Kunststück gelingen? Vielleicht tut er sich ja mit *Noynoy* zusammen, der ist Spross einer großbürgerlichen Familie spanischer Abstammung und will die Mission seines Vaters vollenden, der von den Handlangern eben jenes Marcos', dessen Leichnam noch irgendwo herumliegt, damals erschossen worden sein soll. *Noynoy* ist jetzt Präsident. Doch er hat keine leichte Aufgabe, denn einflussreiche Familien und korrupte Richter stehen womöglich gegen ihn. Kann ihm in dieser schwierigen Lage wenigstens die Kirche Trost spenden? Schwer zu sagen, denn viele Priester sind damit beschäftigt, Dämonen zu jagen und Vulkane zu beschwören, während ihre Schäfchen sich selbst auspeitschen und blutspritzend durch die Stadt San Fernando ziehen, um sich dort ans Kreuz nageln zu lassen. Sie wollen damit die Leiden ihres Heilands nachempfinden. Das verurteilt mittlerweile selbst die katholische Kirche, aber es ist allemal besser, als die eigenen vier Wände in eine Waffenschmiede zu verwandeln und dort Bleispritzen für die chinesischen Triaden oder die japanische Yakuza zu basteln. Das machen nämlich die Menschen auf der Magellan-Insel Cebu, wo sich mittlerweile ganze Dörfer vom Waffenhandel ernähren.

Ich gebe zu, dass mich diese schrille und reichlich extravagante Tropenwelt immer schon angezogen hat. Die Philippinen haben definitiv eine Tendenz zum Irrsinn. Das macht sie liebenswert. Die meisten Menschen mögen mit Südostasien orangegewandete Mönche verbinden, folkloristische Bergdörfler bewundern oder strebsame Biotechniker, die wahnsinnig intelligent sind, mit vier Jahren schon rechnen konnten und uns bald alle arbeitslos machen. Mir ist das egal, ich mag die Philippinen.

Ich danke Charmaine für ihre Recherchen und ihre Dienste als unermüdliche Reiseleiterin und Bianca, Arthur und Sophie dafür, dass sie da sind.

Bangkok im August 2011

Die Philippinen – eine Standortbestimmung

Über dreihundert Jahre verbrachten wir im spanischen Konventsmief, fünfzig Jahre lang lebten wir unter dem Joch Hollywoods, drei Jahre lang duckten wir uns unter japanischen Bajonetten und über zehn Jahre verbringen wir im Gefängnis von Marcos. Unser Dilemma: Wir sind Kinder zu vieler Mütter.

Francisco Sionil José

Am Nachmittag des 11. März 2011 betritt ein unscheinbarer Herr das Podium eines Hörsaals in Singapur. Er trägt einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und eine gelbe Krawatte. Sein Kopf wirkt etwas überproportioniert, seine Lippen sind kräftig, er hat Überbiss. Das Haar ist hingegen schon ziemlich schütter. Der Mann ist Ökonom. Wenn er spricht, wirkt er etwas hölzern, nicht besonders staatsmännisch. Daran ändert auch sein Dauerlächeln wenig. Er könnte die Filiale eines Edeka-Marktes leiten oder dem Lehrer die Tasche tragen.

Es ist kaum zu glauben, dass der Mann vor gut einem Jahr die Präsidentschaftswahlen in seinem Heimatland mit satten zweiundvierzig Prozent der abgegebenen Stimmen gewonnen hat und damit seine unbeliebte Vorgängerin Gloria Macapagal Arroyo beerbte – was in dieser Deutlichkeit bemerkenswert ist, wenn man berücksichtigt, dass er sich gegen acht andere Kandidaten, darunter einen ehemaligen Präsidenten, durchsetzen musste. Über 5,7 Millionen Menschen hatten ihn gewählt. Nun ist er der fünfzehnte Präsident der Philippinen, seine Exzellenz Benigno S. Aquino III, und es warten große Aufgaben auf ihn. Aquino wurde in die Politik gewissermaßen hineingeboren. Sein Vater war der Volksheld und Oppositionsführer Benigno *Ninoy* Aquino, der 1983 von den Schergen seines Widersachers Ferdinand Marcos umge-

bracht worden war, seine Mutter die ehemalige Präsidentin Corazon Aquino – *Cory*. Der in der Singapore Management University vor gut zweihundert ausgewählten Zuschauern spricht, bringt also eine gewisse Erblast mit in sein Amt. Ohne die Popularität seiner beiden Eltern wäre er nie gewählt worden.¹

Von Boomtowns und Boombereichen

Die Zukunft verspricht turbulent zu werden. Nicht zu unrecht wähnt sich Aquino, den sie in seinem Heimatland nur *Noynoy* nennen, inmitten einer Welt voller Umbrüche, als Regierungschef hineingeworfen in eine Zeit, die förmlich rast. Darüber will er auch heute sprechen. Asiens Wirtschaft kämpft im Frühjahr 2011 mit den Auswirkungen der globalen Rezession, obgleich der Aufwärtstrend nicht zu übersehen ist. Im Nahen Osten proben Millionen gegen ihre autokratischen Führer den Aufstand, und während Aquino in Singapur über die Zukunft spricht, bebt in Japan die Erde, verwüstet ein Tsunami weite Teile des Nordostens, brennen die Atomkraftwerke.

»Ich komme zu einer Zeit in euer Land, in welchem sich in diesem Teil der Welt ein neuer Optimismus ausbreitet«, hebt er – noch nicht ahnend, was sich gerade in Japan ereignet – an und verweist auf die zügige Erholung Asiens von der letzten Weltwirtschaftskrise. Auch die Philippinen liegen voll im positiven Trend – obwohl meist Singapur, Vietnam oder Malaysia erwähnt werden, wenn vom Boom in Südostasien die Rede ist. Über 7,3 Prozent Wirtschaftswachstum und eine Inflationsrate von 3,8 Prozent auf den Philippinen aus dem Jahr 2010 aber können sich durchaus sehen lassen.² Und Aquino, der Ökonom,

¹ Dazu kam, dass Corazon Aquinos Tod im August 2009 landesweit tiefe Gefühle der Trauer ausgelöst hatte. Erst in dieser Phase der Rückbesinnung auf den Volksaufstand der achtziger Jahre wurde ihr Sohn von der Öffentlichkeit und Freunden nachgerade zur Kandidatur gedrängt. Zur Zeit seiner Vereidigung am 30. Juni 2010 soll er laut Meinungsforschungsinstituten das Vertrauen von achtundachtzig Prozent der Bevölkerung genossen haben. (Wilfrido V. Villacorta: *Noynoy. Triumph of a People's Campaign*, S. 4)

² Zum Vergleich das als Wirtschaftswunderland gefeierte Vietnam – Wirtschaftswachstum: 6,8 Prozent, Inflationsrate: 9 Prozent. Quelle: United Nations Economic and Social Commission for Asia and the Pacific (ESCAP):

will die positive Bilanz weiter ausbauen. In seinem Land wachse die Zuversicht, seit seine Regierung »aggressiv Programme fördert, die private Investitionen unterstützen, die Massenarmut mindern und die Korruption bekämpfen«, behauptet er. Natürlich sind das Politikerfloskeln, aber dennoch scheinen die Prognosen günstig, herrscht auf den Philippinen ein Optimismus wie seit langem nicht mehr.

Vom Aufschwung profitiert auch eine Frau wie Christine Corral. Wenn sich ihre Freunde für die Party zurecht machen, ins Kino gehen oder es sich mit einem San Miguel auf der Wohnzimmercouch gemütlich machen, um eine der unzähligen Seifenopern zu schauen, besteigt Christine einen der buntbemalten *Jeepney*-Minibusse und fährt in die Nacht. Sie passiert Manilas glitzernde Hafensperrade mit den illuminierten Außenfassaden der Nachtclubs und Cabarets, kommt durch die Elendsviertel mit ihren klebstoffschnüffelnden Straßenkindern und erreicht schließlich Makati, das Geschäftsviertel mit den Fassaden aus Glas, Beton und Marmor. In einem der Bürotürme verschwindet sie schließlich und beginnt ihren Arbeitstag.

Christines Schicht fängt abends um neun Uhr an, und sie endet morgens um sechs. In der Zwischenzeit taucht sie in eine andere Welt ein, in eine Welt, in der die Uhren sprichwörtlich anders gehen. Dann hängen sie und ihre Kollegen am Telefon und erklären Menschen in Los Angeles oder New York, wie der Staubsauger funktioniert, buchen reiselustigen Teutonen und Schweden den nächsten Strandurlaub oder hören sich das Gemecker unzufriedener Australier an, die behaupten, dass ihr neuer Grill nicht funktioniert. Christine Corral, 29, arbeitet in einem *Call Center* – in einem Bürohaus mit endlosen Gängen, in denen sich Schreibtisch an Schreibtisch reiht, das Neonlicht nie erlischt, junge Leute Kopfhörer tragen und Mikros vor dem Mund haben und durcheinander französisch, italienisch und, natürlich, englisch sprechen. »Hier wird sieben Tage die Woche vierundzwanzig Stunden lang gearbeitet«, sagt die junge Frau mit leichtem amerikanischen Akzent, »es ist ein ständiges Kommen und Gehen.« Nachts sind die Amerikaner und Europäer dran; wer Australien oder Neuseeland betreut, hat es leichter. Wegen des geringeren Zeitunterschieds wird diese Region von der Tagesschicht abgedeckt.

Kaum ein Markt boomt derzeit auf den Philippinen wie das Geschäft

mit den Call-Centern. 2010 wurden 5,7 Milliarden Dollar umgesetzt – und damit rund zweihunderttausend mehr als im Land des bisherigen Marktführers Indien. Schon eine halbe Millionen Filipinos sind bei einem der Telefondienstleister beschäftigt, 2004 waren es gerade einmal zweitausend Menschen. Einundzwanzig Prozent beträgt die Wachstumsrate in der Outsourcing-Branche. Christine Corral ärgert sich derweil mit einem renitenten Amerikaner herum. Es geht um Stromrechnungen. »Wo kommen sie eigentlich her«, blafft der Mann am anderen der Leitung. Corral bleibt höflich. »Siebzig Prozent der Kunden fragen nach, mit wem sie sprechen«, sagt sie. Christine hat vor schon vor sieben Jahren als Call-Center-Agentin angefangen und sämtliche Abteilungen durchlaufen.

»Die Amerikaner reagieren leicht unfreundlich, wenn sie hören, dass sie mit jemandem auf den Philippinen verbunden sind – dann müssen wir deeskalieren«, hat sie festgestellt, »die Neuseeländer hingegen sind in der Regel angenehm.« Am schlimmsten aber seien die Chinesen, eine Weile hat sie in Singapur in einem Call Center gearbeitet – »es war ein Horror«. Besonders unbeliebt ist auch die Arbeit in der Buchführung. Corral: »Wenn es um sein Geld geht, versteht der Kunde wenig Spaß.«

»Die Auswirkungen des Booms sind immens: Allein durch die Call Center nimmt der Staat rund sechs Milliarden Dollar jährlich an Steuern ein«, sagt Bong Borja, Präsident der philippinischen Dependance von *Aegis People Support*, einem indischen Call-Center-Giganten: »Die Wertschöpfung in diesem Sektor liegt bei sagenhaften einhundert Prozent – das Geld, das wir einnehmen, bleibt im Land.« Zudem profitierten andere Wirtschaftszweige. In Gegenden, in denen viele Nachtarbeiter unterwegs seien, sind die Filialen von *McDonald's* und *Starbucks* wie selbstverständlich rund um die Uhr geöffnet, Taxifahrer reißen sich plötzlich um die Nachtschichten. An Tankstellen kann man morgens um sechs Uhr junge Leute beim Feierabendbier beobachten. Bong Borja ist erst seit ein paar Jahren im Geschäft, aber schon Chef von dreizehntausend Angestellten. Die meisten kommen direkt von der Schule und sprechen hervorragend englisch. Mehr als vierzig Jahre lang waren die Philippinen amerikanische Kolonie. Mit seinen über neunzig Millionen Einwohnern gilt das Land als drittgrößte englischsprachige Nation der Erde. Borja: »Natürlich ist das unser großer Vorteil – dennoch versuchen wir am Telefon einen amerikanischen Akzent zu vermeiden, ideal ist ein verständliches, neutrales Englisch.«

Um das zu erreichen, sind bei *Aegis* Sprachkurse und Prüfungen Pflicht. Daneben gibt es Kurse, in denen in die Kultur des Kunden eingewiesen wird, und technisches Training. Bisweilen kommen Ausbilder von den Firmen selbst, bisweilen werden die philippinischen Trainer zu den Kunden geschickt. So eine Ausbildung kann sich über Wochen hinziehen. Christine Corral hat es geschafft. Sie gähnt. Die Nacht ist um, Manila erwacht zum Leben, und das Vogelgezwitscher mischt sich mit dem Lärm hupender Autos. »Friedhofsschicht« nennen die Filipinos die Nachtarbeit in den Call Centern. Christine will sich in nächster Zeit deshalb mehr den Australiern und Neuseeländern widmen. »Ein paar Jahre lang kann man die Nacht zum Tage machen«, sagt sie. Aber dann sehnt man sich wieder nach der Normalität.

»Die mittelfristigen Aussichten sind gut«, meint auch Oliver Höflinger von der Wirtschaftsförderungsgesellschaft *Germany Trade and Invest* in seinem Bericht »Wirtschaftstrend Philippinen 2010/2011«, »während der Krise hat sich der private Konsum als robust erwiesen und wird weiterhin die größte Stütze der wirtschaftlichen Entwicklung bleiben.« Die Philippinen seien »auf ihren Wachstumspfad zurückgekehrt«, und »alle Konjunkturindikatoren« deuteten darauf hin, dass sich der Aufschwung fortsetzen werde. Natürlich profitieren die Philippinen auch von der Dynamik in der Nachbarschaft. China ist der große Motor der Region; seit Jahren schon. »Am Ende dieses stürmischen Aufholprozesses der asiatischen Mächte wird eine völlig andere Welt entstehen«, prognostiziert der Wirtschaftsjournalist Wolfgang Hirn (*Angriff aus Asien*).

Das lässt sich gut an. Zumal dem neuen Präsidenten als Sohn der beiden einstigen Ikonen *Ninoy* und *Cory* ein Vertrauensvorschuss entgegengebracht wird, den auch seine Mutter während ihrer Amtszeit nicht komplett aufzubrauchen imstande war. Kühn wähnt sich *Noynoy* bereits in der Tradition seiner Eltern, die Mitte der achtziger Jahre die *People Power*-Bewegung anführten und damit zum Sturz des Diktators Ferdinand Marcos und seiner Gattin Imelda beitrugen. Aquino Junior in Singapur: »Vor fünfundzwanzig Jahren haben wir Panzer gestoppt; im vergangenen Jahr haben wir eine vielgerühmte politische Maschine überwunden.« Es sei der Geist von *People Power* gewesen, der mit ihm eine »Oppositionsfigur in die Präsidentschaft katapultiert habe, die anfangs gar nicht kandidieren wollte«. Dann versucht er noch mehr oder weniger elegant, den Bogen zum Nahen Osten zu schlagen. »Von

Marcos bis Mubarak« habe die Welt bestaunen können, wie »politische Titanen« allein von der Macht unbewaffneter Massen aus dem Amt gejagt wurden, jubelt Aquino, eine neue Ära habe begonnen, der Geist der Hoffnung sei zwar nicht in der Lage, Panzer aus dem Weg zu räumen, aber immerhin »Zynismus, Lähmung und Apathie«. Und mittendrin im Club der befreiten Nationen: er, Benigno Junior, und das ganze philippinische Volk – »we are on the right track«. Halleluja!³

Dem örtlichen Vertreter der Friedrich-Naumann-Stiftung in Manila, Jules Maaten, drängt sich jedenfalls schon der Vergleich mit Barack Obama auf: »Auch er wurde mehr als Retter, als seiner Politik wegen gewählt.« Worin Maaten gleichwohl auch »Fallstricke« wittert: »In der Tat wird es unmöglich sein, seine Popularitätswerte für die gesamte Amtszeit von sechs Jahren so hoch zu halten, und seine Partei muss sich auf Rückschläge einstellen.«

Es wäre jedenfalls schön, wenn der neue Präsident mit seinem Optimismus recht behalten sollte. Bisher wurden die großen Hoffnungen der Filipinos nämlich meist enttäuscht. Mit seiner Mutter Corazon Aquino war 1986 die Ehefrau eines Freiheitskämpfers Präsidentin geworden, doch die großen Probleme des Landes soziale Ungerechtigkeit, Kriminalität und Bürgerkrieg konnte sie während ihrer Amtszeit, die 1992 endete, nicht lösen. Im Gegenteil: Sie musste sich den Vorwurf gefallen lassen, die alten Eliten wieder an die Macht gebracht zu haben. Sie habe nicht einmal ernsthaft versucht, »die skandalöse Not ihrer Untertanen zu lindern«, urteilte Peter Scholl-Latour in seinem Bestseller *Die Angst des weißen Mannes* schonungslos und fühlte sich von der zierlichen Frau gar an den »portugiesischen Diktator Salzar« erinnert. Andere Präsidenten nach ihr machten es allerdings nicht besser – weder der ehemalige General Fidel Ramos noch der ehemalige Schau-

³ Was man an dieser Stelle vielleicht tatsächlich sagen darf, »weil Philippinen missioniert bis in den letzten Winkel« und darum, glaubt man dem österreichischen Autor Wolf Haas, »eines der katholischsten Länder der Welt« (*Silentium!*, S. 107) sind. Außerdem ist der neue Präsident ja selbst ein ziemlich frommer Mann. Der Tageszeitung *The Philippine Star* (21. April 2011) zufolge glaubt er an die Osterwoche: »Solange wir genauso viel beten, wie wir hart arbeiten, solange wir unsere Nation zusammenführen, solange wir uns auf das Wohlergehen der Mehrheit mehr als auf unser eigenes konzentrieren, können uns keine Kavallerie und kein Herodes davon abhalten, die Ziele, die wir anstreben, auch zu erreichen.« Das sei die »Lehre unseres Herrn«.

spieler Joseph Estrada, dem die Autoren des *Handbuchs Philippinen*, Niklas Reese und Rainer Werning, bescheinigen, er sei ein »tropischer Robin-Hood-Verschmitt« gewesen, »unter dessen Ägide mafiotisches Gebaren verstaatlicht und der ›totale Krieg‹ gegen den muslimischen Widerstand im Süden als staatsterroristische Neuinszenierung seiner früheren Schauspielerkarriere inszeniert wurde«. Traurigerweise war *Noynoy's* Vorgängerin, Gloria Macapagal Arroyo, als Präsidentin noch schlimmer und ruinierte das Land vollends. Die Rechnung für all die missglückten Experimente müssen aber die Filipinos zahlen.

Von Wohlstandsgewinnern und Wohlstandsverlierern

Singapur ist eine scheußliche und leblose Diktatur, die aus wenig mehr als aneinandergereihten Einkaufszentren zu bestehen scheint, von dem Schriftsteller Christian Kracht (*Faserland*) in der *Welt* nicht zu unrecht einmal als »Disneyland mit Todesstrafe« bezeichnet wurde und mich immer unweigerlich an jenes Horrorszenario mit Großem Bruder und Wahrheitsministerium denken lässt, das George Orwell in *1984* zeichnet. Irgendwann an diesem Tag, an dem Benigno Aquino in Singapur sprach und in Japan die Erde bebte, erreichte mich ein Anruf aus Deutschland mit der Bitte, sofort nach Tokio zu fliegen, um über die Tragödie zu berichten. Doch ich wollte die Stadt, in der selbst das Kaugummikauen verboten ist, nicht verlassen, ohne wenigstens einmal mit Ava Patricia Avila gesprochen zu haben – der Philippinen-Expertin der *S. Rajaratnam School of International Studies*, kurz *RSIS*. Dahinter verbirgt sich ein Thinktank, der sich unter anderem mit Themen wie Terrorismus, Piraterie oder Islam beschäftigt und es nach eigener Auskunft mittlerweile zu »einer führenden Forschungs- und Ausbildungseinrichtung für strategische und internationale Angelegenheiten in der Asien-Pazifik-Region« gebracht hat. Also machte ich mich auf den Weg zur Nanyang Technological University, die das Institut beherbergt.

Avila stammt selbst von den Philippinen. Sie ist Jahrgang 1981; die Marcos-Zeit kennt sie also vornehmlich aus Erzählungen. Es überrascht ein wenig, wenn sie die Geschichte des Landes Revue passieren lässt und über Ferdinand Marcos spricht. In deutschen Medien findet sich der Langzeit-Machthaber (1965 bis 1986) meist in Gesellschaft zwielichtiger Zeitgenossen wie Augusto Pinochet, Alfredo Stroessner oder

Pieter Willem Botha wieder – als ruchloser Tyrann, der sein Volk bestahl, Oppositionelle morden ließ und das Kriegerrecht verhängte. Für Ava Patricia Avila hingegen war Marcos »ein Intellektueller«, den sie eher mit Singapurs so autoritärem wie visionärem Führer Lee Kwan Yew vergleichen würde, einem Mann also, der sein Land wirtschaftlich auf Vordermann brachte und immer noch eine hohe Reputation in Südostasien genießt. »Die Zeit unter Marcos war nicht so schlecht für das Land«, meint Avila, »die Philippinen blühten wirtschaftlich auf, wir hatten dank der Vereinigten Staaten die besten Waffen zur Verfügung, und Marcos war auf einem guten Weg, seine Vision von einer wirtschaftlichen Selbständigkeit des Landes umzusetzen.« Sein Problem sei eher Imelda gewesen. Die Diktatorengattin habe irgendwann »viel zuviel Macht« bekommen und ihren Gatten dominiert. Der ganze Pomp, die Rücksichtslosigkeit, die Selbstherrlichkeit, die sich mit der Herrschaft Ferdinand Marcos' verbinden – war das also alles hauptsächlich das Teufelswerk einer durchgeknallten Provinzschönheit, der Macht und Champagner zu Kopf gestiegen sind? Es gibt nicht wenige Menschen auf den Philippinen, die das so sehen – auch Intellektuelle.

1986, als die Sippe nach Hawaii flüchtete, sei die Euphorie groß gewesen, sagt Avila, doch dann hätten alle Folgepräsidenten die Hoffnungen mehr oder weniger gründlich zerstört. Es sei ein wenig demokratischer geworden, gewiss, das Militär wurde reformiert. »Aber an der sozialen Ungerechtigkeit hat sich kaum etwas geändert«, so Avila, »noch immer befinden sich sieben der zehn ärmsten Provinzen des Landes im Süden, obwohl dort sechzig Prozent aller Agrarprodukte hergestellt werden.« Unter Arroyo sei zudem die Gewalt explodiert, es habe Massaker an Journalisten gegeben und viele secessionistische Terrorakte, und außerdem blühe die Korruption. Avila:

Im Land wimmelt es von Privatmilizen, die Großgrundbesitzern gehören, daneben treiben Abu-Sayaff-Terroristen ihr Unwesen, und als wäre das alles nicht schon genug, sind viele Polizisten und Militärangehörige bestechlich und bisweilen außer Kontrolle.

Es gibt also viel zu tun für den neuen Mann. Immerhin sei die Wirtschaft schon seit längerer Zeit auf einem guten Weg: »Arroyo war eine gute Ökonomin.«

Natürlich gibt es Kritiker, die auch die weithin positiv beurteilten ökonomischen Indikatoren anzweifeln. So weist der bekannte Globali-

sierungskritiker und Soziologie-Professor Walden Bello von der University of the Philippines at Diliman darauf hin, dass das Rekordwachstum von 2007, mit 7,3 Prozent immerhin das stärkste seit der Blütezeit in der Marcos-Ära vor einunddreißig Jahren, hauptsächlich dadurch zustande gekommen sei, weil zur gleichen Zeit die Importe um 5,4 Prozent zurückgegangen waren. Die Wirklichkeit sehe eben nicht sehr rosig aus, so der Geisteswissenschaftler, »mehr arme Menschen im Jahr 2007 als 2000, mehr Menschen ohne Arbeit, ein realer Rückgang des durchschnittlichen Familieneinkommens, das Sinken der Mittelklasse, weil mehr Menschen auf die Boote springen und andere Ufer ansteuern«. Geradezu genüsslich verweist Bello auf das vernichtende Urteil der »einflussreichen Political and Economic Risk Consultancy« aus Hongkong, die Philippinen stellten »die korrupteste Ökonomie« Asiens.

»Tatsächlich löst das Wirtschaftswachstum allein doch nicht unsere Probleme«, gibt auch der Ökonom Benjamin Diokno, Jahrgang 1948, zu bedenken. Diokno ist Professor an der *School of Economics* der Universität der Philippinen, einst war er unter Präsident Estrada Sekretär für Haushalt und Management. Sein Campus liegt weit draußen, in Quezon City, das zum Städtkonglomerat *Metro Manila* gehört, aber der Professor ist so freundlich, mich in dem Hotel in Ermita zu besuchen, in dem ich immer absteige, wenn ich in Manila bin. So bleibt mir eine lange Fahrt durch die unerträglichen Staus der Hauptstadt erspart. Der Verkehr ist eine Plage; verglichen mit dem Stillstand, dem man in Manila ausgesetzt ist, kann man sich in Bangkok bisweilen wie im Geschwindigkeitsrausch vorkommen. »Der Ort, wo Wasserpflanzen wachsen« bedeutet Manila sinngemäß – *May Nilad* in der Hauptsprache Tagalog. Aber mit dem einstigen Tropenidyll samt den »palmbblattgedeckten Bambushütten hinter Palisaden«, von denen der Ethnologe Albrecht Schaefer zu berichten weiß, hat dieser heutige Moloch, weiß Gott, wenig zu tun.

Die vergleichsweise guten Wirtschaftsdaten leugnet der Wissenschaftler natürlich nicht. Auch für das kommende Jahr werde ein kräftiges Wachstum erwartet, räumt er ein. Auch, wenn das nach der Atomkatastrophe in Japan und der dadurch ausgelösten Wirtschaftskrise und den Unruhen im ölreichen Nahen Osten natürlich nicht mehr ganz so hoch ausfallen dürfte wie ursprünglich prognostiziert. Zudem war 2010 mit dem überwältigenden Wahlsieg Aquinos ein Jahr voller Euphorie gewesen. »Das eigentliche Problem ist die ungerechte Ver-

teilung des Wohlstands und unser Bevölkerungswachstum«, meint Diokno. Um das Pro-Kopf-Einkommen der über neunzig Millionen Filipinos zu erhöhen, wäre noch viel mehr, nämlich ein konstantes Wirtschaftswachstum von sieben bis acht Prozent, erforderlich. Diokno: »Wir sind einfach zu viele. Jedes Jahr wächst unsere Bevölkerung um 2,2 Prozent.« So geht es derzeit zwar nicht bergab, aber richtig bergauf geht es für die meisten Filipinos eben auch nicht. Kein Wunder, dass ein Großteil des Geldes, das auf den Philippinen zirkuliert, aus dem Ausland stammt: von den sogenannten *Overseas Filipino Workers*.⁴ Jedes Jahr schicken diese etwa acht Millionen Auslandsfilipinos, die überall in der Welt verstreut als Hausmädchen oder Seeleute schufteten, rund achtzehn Milliarden Dollar in die Heimat und tragen auf diese Weise nicht unerheblich zur Kaufkraft bei.

So richtig optimistisch ist Diokno also nicht. Die Herrschaft von Gloria Macapagal Arroyo, von den Filipinos meist nur *GMA* genannt, sei ein verlorenes Jahrzehnt gewesen. Eigentlich hätten nach Marcos alle versagt, meint er – insbesondere Corazon Aquino, »denn die hatte die historisch wohl einmalige Chance, mit dem Rückenwind der gelungenen Volkserhebung auch die unangenehmen Dinge wie Umverteilung des einseitig verteilten Wohlstands und die Landreform durchzusetzen«. Nur in den ersten anderthalb Jahre ihrer Amtszeit habe sie einiges bewirkt, aber dann sei ihr Eifer wohl eingeschlafen.

Jetzt endlich brauche »das Land eine starke Führung«. Aber ob die ausgerechnet der Aquino-Spross bieten kann? Diokno zuckt mit den Schultern. »Aquino ist unbestechlich, er ist sauber, darum mögen ihn die Menschen, aber manchmal habe ich den Eindruck, als würde er den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen. Er ist ein Mensch, der sich um alles selbst kümmern will und der vor allem alles verstehen will, aber dafür müsste er eigentlich seine Leute haben«, sagt Diokno. Viel wertvolle Zeit gehe so verloren.

Wird ausgerechnet Aquino also, der unfreiwillige Präsident, die Landreform gegen den Willen der einflussreichen Familien zustande bringen? Wird er den nun schon Jahrzehnte währenden Bürgerkrieg beenden? Wird er dafür Teile des mächtigen Militärs zügeln können?

⁴ Der Kolumnist der *Manila Times*, Geronimo L. Sy, meint gar, ein philippinischer Pass stehe »für eine zurückgebliebene Nation, deren Bürger niemals Touristen sein können, nur Arbeiter«.

Wie will man zum Beispiel die Kriminalität bekämpfen, wenn Männer wie der damalige Bürgermeister von Davao City, Rodrigo Duterte, auf dem Antikriminalitätsgipfel 2002 sagt:

Die Absicht der Kriminellen ist es, ihren Opfern Angst einzujagen und sie zu töten. Was können wir anderes tun, als sie auch zu töten? Die Kriminellen haben kein Monopol auf das Böse.

Nicht nur Duterte denkt so. In weiten Teilen der philippinischen Gesellschaft herrscht eine alttestamentarische Auge-um-Auge-Mentalität vor, und vermeintliche Todfeinde unterscheiden sich oft nur in der Uniformfarbe. »Es hat doch manchmal den Anschein, als wolle das Militär zum Beispiel die Terroristen von der Abu Sayyaf gar nicht ernsthaft bekämpfen, weil es dann seinen Wehretat und seine Wichtigkeit verlöre«, meint Diokno:

Die meisten Probleme in diesem Land sind eng miteinander verwoben: Militär und Privatmilizen, Bürgerkrieger und Terroristen, Großgrundbesitzer und eine korrupte politische Klasse – das kann nur eine starke Hand entflechten.

Diokno ist eher pessimistisch, ob Aquino das gelingen kann, und mit ihm ist das wohl schon ein größerer Teil seiner Landsleute. Auf dem Titel der neuen Ausgabe der Wirtschaftsmagazins *BizNews Asia*, die ich mir später am Hotelkiosk kaufe, findet sich jedenfalls ein Bild des hilflos gestikulierenden Präsidenten mit der Zeile: »Er ist der einzige Präsident des letzten Vierteljahrhunderts, dessen Zustimmungsraten nach weniger als einem Jahr im Amt gesunken sind.« Die Zufriedenheit mit seiner Arbeit liege nach Umfragen nur noch bei einundfünfzig Prozent. Aber klar: Tief fallen kann nur, wer schon mal ganz oben war. Das hat auch das Hochglanzmagazin erkannt: Immer noch sei Aquino »der beliebteste Präsident in der Geschichte«. Aber: »Er muss jetzt etwas liefern, und zwar schnell.«

Von Rebellen und Revolten

Einige Anstrengungen werden immerhin unternommen. Der Mann zum Beispiel, der den Bürgerkrieg mit den kommunistischen Rebellen beenden soll, heißt Alexander Padilla. Er arbeitet direkt dem Präsidenten zu und hat sein bescheidenes Büro in Manilas Stadtteil Ortigas, wo